

britische Soldaten an diesem feuchten Tag im selben stickigen Raum stehen wie Bonaparte, und sie würden seine Stimme hören und seine Augen sehen, und wenn sie wieder zurückfahren, dann würden sie ihren Kindern und Enkeln erzählen, dass sie das Schreckgespenst Europas gesehen hatten. Sie würden ihnen erzählen, dass sie nicht nur ein bitteres Jahr nach dem anderen gegen ihn gekämpft hatten, sie hatten auch nervös wie Schuljungen auf dem Teppich seines Gefängnisses gestanden, auf einer Insel mitten im Südatlantik.

Noch während er wartete, konnte Sharpe schwer glauben, dass Bonaparte sie tatsächlich empfangen würde. Er war den ganzen weiten Weg von Jamestown hierher in dem Glauben geritten, dass man diese Expedition verächtlich abweisen würde, doch er hatte sich mit dem Gedanken getröstet, dass es ihm schon reichen würde, das Nest des Mannes zu sehen, der einst ganz Europa in Angst und Schrecken versetzt hatte und mit dessen Namen Mütter noch immer ihren Kindern drohten, um sie zum Gehorsam zu bewegen.

Doch die Uniformierten, die die Tore von Longwood House geöffnet hatten, hatten sie willkommen geheißen, und jetzt brachte ihnen ein Diener ein Tablett mit dünner Limonade. Der Diener entschuldigte sich für die armselige Erfrischung und erklärte, dass Seine Majestät seine verehrten Besucher gern mit Wein bewirtet hätte, doch seine britischen Wärter verweigerten ihm boshafterweise, ihn damit angemessen zu versorgen. Also würde die selbst gemachte Limonade reichen müssen. Die spanischen Offiziere funkelten Sharpe tadelnd an, doch der zuckte nur mit den Schultern. Und der englische Major, der sich nicht unter die spanischen Besucher mischen wollte, lief auf und ab und schlug mit der Gerte nach den Büschen.

Nach einer halben Stunde wurden die sechzehn Besucher ins Haus geholt. Es roch feucht und schimmelig. Die Tapeten im Flur und im Billardzimmer waren fleckig von Feuchtigkeit, und die Bilder an den Wänden, schwarz-weiße Kupferstiche, waren ebenso mitgenommen. Das Haus erinnerte Sharpe an ein armes Landpfarrhaus, dessen Bewohner sich verzweifelt, aber vergeblich bemühten, mehr darzustellen, als sie waren. Auf jeden Fall war es Welten von den Marmorwänden und Spiegelfluren in Paris entfernt, die Sharpe und Harper sich nach der Kapitulation 1815 mit anderen Soldaten aus ganz Europa in den Palästen des besiegten und gedemütigten Kaiserreichs angeschaut hatten.

Damals war Sharpe die gewaltigen Treppen hinaufgegangen, wo einst unzählige Höflinge dem Herrscher Frankreichs ihren Respekt erwiesen hatten. Jetzt wartete Sharpe auf genau diesen Mann, allerdings in einem Foyer, wo drei Eimer davon zeugten, dass das Dach undicht war, und wo der Bezug des Billardtischs genauso ausgebleichen und zerschissen war wie die grüne Riflejacke, die Sharpe extra zu dieser Gelegenheit angezogen hatte.

Sie warteten weitere zwanzig Minuten. Eine Uhr tickte laut und surrte, als sie sich aufzog, um die Stunde zu schlagen. Im selben Augenblick, als die Uhr schlug, betraten zwei Offiziere in französischen Uniformen und mit verschlissenen Rangabzeichen das Billardzimmer. Einer von ihnen erteilte Anweisungen auf Französisch, und der andere übersetzte das mehr schlecht als recht ins Spanische.

Die Besucher wurden eingeladen, sich mit dem Kaiser zu treffen, und man ermahnte sie, nicht zu vergessen, in Gegenwart Seiner Majestät die Hüte abzunehmen.

Und die Besucher mussten stehen, während der Kaiser saß. Niemandem war gestattet, in Gegenwart Seiner Kaiserlichen Majestät zu sitzen.

Außerdem durfte niemand sprechen, es sei denn, Seine Majestät forderte ihn dazu auf.

Und man ermahnte die Besucher noch einmal, den Kaiser in solch einem Fall mit *Votre Majesté* anzureden. Tue man das nicht, werde das Gespräch sofort beendet. Ardiles, der Kapitän der Fregatte, verzog ob dieser wiederholten Ermahnung verärgert das Gesicht, protestierte aber nicht.

Sharpe war von dem großen, spindeldürren Ardiles fasziniert, der große Mühen auf sich nahm, um seinen Passagieren aus dem Weg zu gehen. Ardiles aß stets allein, und es hieß, er erscheine nur bei schlechtem Wetter an Deck oder tief in der Nacht, wenn seine Passagiere schliefen oder in ihren Kabinen mit der Seekrankheit kämpften. Sharpe hatte den Kapitän nur einmal kurz getroffen, als er in Cádiz an Bord der *Espiritu Santo* gegangen war, doch einige der spanischen Offiziere sahen ihren geheimnisvollen Kapitän bei dieser Expedition nach Longwood House tatsächlich zum ersten Mal.

Der französische Offizier, der die Hofetikette unbeholfen für sie ins Spanische übersetzt hatte, schaute nun herablassend zu Sharpe und Harper. »Haben Sie überhaupt etwas verstanden?«, verlangte er mit starkem Akzent auf Englisch zu wissen.

»Wir haben Sie sogar ganz hervorragend verstanden. Vielen Dank. Und wir werden Ihren Anweisungen selbstverständlich Folge leisten«, antwortete Sharpe in perfektem Französisch. Der Offizier wirkte überrascht. Dann nickte er.

»Seine Majestät wird gleich bereit sein«, verkündete der erste Franzose, und die Gruppe wartete in verlegenem Schweigen. Die spanischen Offiziere, die in ihren Uniformen einfach prachtvoll aussahen, hatten zur Vorbereitung auf die kaiserliche Audienz bereits ihre Zweispitze abgenommen. Ihre Stiefel knirschten, als sie das Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerten, und eine Säbelscheide schlug gegen das Bein des Billardtischs. Der mürrische Kapitän Ardiles schaute so wütend drein wie ein Bischof, den man in einem Puff erwischt hatte. Säuerlich starrte er zum Fenster hinaus auf die schwarzen Berge, über denen sich das Gewitter zusammenbraute. Harper ließ eine Billardkugel über den Tisch rollen. Sie prallte an der gegenüberliegenden Bande ab und blieb liegen.

Dann öffnete sich die große Doppeltür am Ende des Raums, und ein in grün-goldene Livree gekleideter Diener kam herein. »Seine Majestät wird Sie jetzt empfangen«, verkündete er und trat zur Seite .

Und Sharpe, dessen Herz so aufgereggt schlug wie vor einer Schlacht, ging, um sich mit seinem alten Feind zu treffen.

Alles war vollkommen anders, als Sharpe es sich vorgestellt hatte. Als er später versuchte, seine Vorstellungen mit der Realität in Einklang zu bringen, fragte er sich, was er eigentlich in dem gelb gestrichenen Haus zu finden geglaubt hatte. Einen Oger?

Einen kleinen, krötenhaften Mann, dem Rauch aus der Nase quoll? Einen gehörnten Teufel mit blutigen Klauen? Tatsächlich stand nur ein kleiner, stämmiger Mann vor dem kalten Kamin. Er trug einen schlichten grünen Reitmantel mit Samtkragen, eine schwarze Kniebundhose und grobe weiße Strümpfe. Am Mantelkragen steckte eine Miniaturversion des Ordens der Ehrenlegion.

All diese Details fielen Sharpe jedoch erst später auf, als das Gespräch schon längst begonnen hatte, doch sein erster Eindruck, als er durch die Tür kam, war ein Gefühl von erschreckender Vertrautheit. Das hier war das berühmteste Gesicht der Welt, ein Gesicht, das auf einer Million Gemälde zu sehen war, einer Million Kupferstiche und einer Million Münzen. Das hier war ein derart vertrautes Gesicht, dass es Sharpe zutiefst verwirrte, es nun in echt zu sehen. Unwillkürlich schnappte er nach Luft und blieb wie angewurzelt stehen, sodass Harper ihn vorwärtsschieben musste. Der Kaiser, für den Sharpes Reaktion nichts Ungewöhnliches war, schien zu lächeln.

Das Zweite, was Sharpe auffiel, waren die Augen des Kaisers. Ihr Blick wirkte amüsiert, als verstünde Bonaparte als Einziger im Raum, dass das alles hier nur ein Scherz war. Und die Augen strafte den Rest des Gesichts Lügen, das feist und seltsam trotzig wirkte. Dieser Trotz überraschte Sharpe wie auch das Haar des Kaisers, das ganz und gar nicht so war wie auf den Porträts. Das Haar war ausgesprochen fein wie das eines Kindes. Es hatte etwas Feminines an sich und machte Sharpe irgendwie nervös, und er wünschte sich, Bonaparte würde den Hut aufsetzen, den er unter den Arm geklemmt bei sich trug.

»Seien Sie willkommen, *Messieurs*«, begrüßte der Kaiser die spanischen Offiziere. Sein gelangweilt dreinblickender Adjutant übersetzte die Höflichkeit ins Spanische, und die Gäste antworteten ebenso höflich darauf mit Ausnahme des verächtlich dreinblickenden Ardiles.

Nachdem sich die sechzehn Besucher im Raum verteilt hatten, setzte sich der Kaiser auf einen zerbrechlich wirkenden vergoldeten Stuhl. Bei dem Raum handelte es sich offensichtlich um einen Salon. Überall standen hübsche Möbel, doch es war hier genauso feucht wie im Eingangsbereich und im Billardzimmer. Die Fußleisten unter der fleckigen Tapete waren mit Zinnplatten repariert worden, wo Ratten Löcher in die Wand genagt hatten, und in der Stille, die der Begrüßung durch den Kaiser folgte, konnte Sharpe das Kratzen von Rattenfüßen hinter der Wand hören. Das Haus war offenbar genauso verseucht wie ein Schiff.

»Bitte, sagen Sie mir, was führt Sie hierher?«, fragte der Kaiser den spanischen Offizier mit dem höchsten Rang. Das war ein Coronel der Artillerie mit Namen Ruiz, und der erklärte nun mit gedämpfter Stimme, dass ihr Schiff, die spanische Fregatte *Espiritu Santo*, aus Cádiz komme und ihre Passagiere zur spanischen Garnison in Valdivia, Chile, bringe. Dann stellte Ruiz den Kapitän der *Espiritu Santo* vor, Ardiles, der sich mit kaum verhohlener Feindseligkeit nur knapp vor dem Kaiser verneigte. Die Adjutanten des Kaisers, die ausgesprochen empfindlich auf jedes noch so kleine Zeichen von mangelndem Respekt reagierten, versteiften sich unwillkürlich und traten nervös von einem Fuß auf den anderen, doch Bonaparte schien das nicht zu bemerken – oder falls doch, dann kümmerte es ihn zumindest nicht. Als der Kaiser Ardiles fragte,

wie lange er schon zur See fahre, antwortete der Spanier so knapp wie möglich. Offenbar hatte die Neugier auf den Tyrannen zwar über Ardiles' Widerwillen gegen seine Passagiere gesiegt, doch er wollte auf keinen Fall den Eindruck erwecken, dass er sich in irgendeiner Form durch den Empfang geehrt fühlte.

Bonaparte, der nie sonderlich an der Seefahrt interessiert gewesen war, wandte sich wieder an Coronel Ruiz, der ihm daraufhin die anderen Offiziere seines Artillerie-Regiments vorstellte. Nacheinander verneigten sie sich elegant vor dem kleinen Mann auf dem vergoldeten Stuhl.

Bonaparte hatte für jeden ein freundliches Wort, dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf Ruiz. Er wollte wissen, warum Ruiz in Sankt Helena hatte anlegen lassen.

Der Coronel erklärte, dass die *Espiritu Santo* dank der überlegenen Segelkunst der spanischen Marine auf ihrer Reise nach Süden gut vorangekommen sei, und da sie nur wenige Tagesreisen von Sankt Helena entfernt gewesen seien, hätten die Offiziere an Bord es für angemessen erachtet, Seiner Majestät, dem Kaiser, ihren Respekt zu erweisen.

Mit anderen Worten: Sie hatten der Versuchung nicht widerstehen können, sich die inzwischen zahnlose Bestie auf ihrem Felsen anzusehen, doch Bonaparte nahm Ruiz beim Wort.

»Dann vertraue ich darauf, dass Sie auch Sir Hudson Lowe Ihren Respekt bezeugen werden«, sagte er trocken. »Sir Hudson ist mein Gefängniswärter. Er und seine fünftausend Mann, sieben Schiffe, acht Batterien und das Meer, das Sie, meine Herren, überquert haben, um mir diese große Ehre zu erweisen.«

Während der Spanisch sprechende Franzose die Mischung des Kaisers aus Verachtung für seine Wärter und unernter Schmeichelei für seine Besucher übersetzte, wanderte Bonapartes Blick zu Sharpe und Harper, die man ihm als Einzige im Raum nicht vorgestellt hatte. Eine Sekunde lang trafen sich die Blicke des Rifleman und des Kaisers. Dann schaute Bonaparte wieder zu Coronel Ruiz. »Sie sind also die Verstärkung für die spanische Armee in Chile, ja?«

»In der Tat, Eure Majestät«, bestätigte der Coronel.

»Und Ihr Schiff transportiert auch Ihre Geschütze? Und die Kanoniere?«, fragte Bonaparte.

»Nein, nur die Offiziere des Regiments«, antwortete Ruiz. »Kapitän Ardiles' Schiff ist nur für den Transport von Passagieren gedacht. Ein ganzes Regiment kann es leider nicht beherbergen, besonders kein Artillerie-Regiment.«

»Wo ist dann der Rest Ihrer Männer?«, hakte der Kaiser nach.

»Sie folgen uns auf zwei Transportschiffen«, erzählte Ruiz sorglos, »mit den Geschützen.«

»Ah!« Die Reaktion des Kaisers war scheinbar eine höfliche Anerkennung dieser trivialen Erklärung, doch das Schweigen, das darauf folgte, und das festgefrorene Lächeln auf Bonapartes Gesicht zeigten deutlich, was er davon hielt, dass diese Spanier die Bequemlichkeit von Ardiles' Fregatte vorgezogen hatten, anstatt mit ihren Männern in den stinkenden Frachtschiffen zu reisen, die mindestens einen Monat länger bis nach

Südamerika brauchen würden, wo die Spanier gerade versuchten, Chile von den Rebellen zurückzuerobern.

»Lassen Sie uns nur hoffen, dass der Rest Ihres Regiments mir nicht auch noch den Respekt erweisen will«, durchbrach Bonaparte die peinliche Stille, die seine unausgesprochene Kritik heraufbeschworen hatte. »Sonst wird Sir Hudson noch glauben, sie seien gekommen, um mich zu befreien!«

Ruiz lachte, die anderen Offiziere lächelten, und Ardiles runzelte die Stirn. Vielleicht hatte er ja eine unterschwellige Sehnsucht in der Stimme des Kaisers gehört, die den anderen entgangen war.

»Sagen Sie mir«, Bonaparte sprach noch immer mit Ruiz, »was erwarten Sie in Chile?«

Coronel Ruiz strotzte nur so vor Selbstvertrauen, als er seiner festen Überzeugung Ausdruck verlieh, dass die chilenische Rebellenarmee und ihre Regierung schon bald zusammenbrechen würden. Gleiches gelte für alle Aufständischen in den spanischen Kolonien in Südamerika. Dann würde Seine Majestät, König Ferdinand VII., wieder die volle Herrschaftsgewalt über seine Besitztümer in der Neuen Welt ausüben. Die Ankunft seines Regiments, versicherte der Coronel dem Kaiser, würde diesen Prozess nur beschleunigen.

»In der Tat«, stimmte der Kaiser ihm höflich zu, dann wechselte er das Thema. Er sprach über Europa und besonders über die Probleme in Spanien. Höflich glaubte er dem Coronel dessen Versicherung, dass die Liberalen es nicht wagen würden, offen gegen den König zu rebellieren. Und es stimme auch nicht, fuhr er fort, dass die Armee in Südamerika das Blutvergießen leid sei und kurz vor der Meuterei stünde. Tatsächlich sei er voller Hoffnung für Spaniens Zukunft, eine Zukunft mit einer immer stärker werdenden Monarchie, die sich von den Reichtümern ihrer kolonialen Besitzungen nährt. Begierig darauf, sich bei ihrem prahlerischen Coronel einzuschmeicheln, nickten die anderen Offiziere. Nur Kapitän Ardiles verzog angewidert das Gesicht und zeigte seinen Zweifel, indem er demonstrativ aus dem Fenster starrte und sich gleichzeitig mit dem Hut Luft zufächelte.

Wie alle Besucher schwitzte auch Sharpe furchtbar. Der Raum war beengt, die Luft schwül, und sämtliche Fenster waren geschlossen. Inzwischen hatte es außerdem zu regnen begonnen, und Wasser tropfte in einen Zinneimer, nicht weit entfernt vom Stuhl des Kaisers. Der Kaiser runzelte ob des Geräuschs die Stirn, richtete seine Aufmerksamkeit aber weiter höflich auf Coronel Ruiz, der wieder über eines seiner Lieblingsthemen referierte: die Rebellen in Chile, Venezuela und Peru, die sich weit übernommen hatten, sodass ihre Bewegung schon bald scheitern würde.

Sharpe, der den Prahlerien des Coronel schon an Bord viel zu viele Stunden hatte zuhören müssen, beobachtete nun stattdessen den Kaiser. Inzwischen hatte er auch seinen Verstand wiedererlangt. Er war nicht länger wie benommen, nur weil er sich in demselben kleinen Raum aufhielt wie Bonaparte, und so musterte er den Mann, um ihn sich für alle Zeiten ins Gedächtnis einzubrennen. Bonaparte war wesentlich fetter, als Sharpe erwartet hatte. Er war zwar nicht so fett wie Harper, der es mit jedem Zuchteber aufnehmen konnte, aber er war ungesund aufgequollen wie ein totes Tier, in dem sich